

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 17 (1955)

Artikel: Jeremias Gotthelf und die Hochschule
Autor: Guggisberg, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-243008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JEREMIAS GOTTHELF UND DIE HOCHSCHULE

Rede zur Gotthelf-Feier der Universität Bern

gehalten am 23. Oktober 1954 vom derzeitigen Rektor Prof. Dr. Kurt Guggisberg

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn zu Ehren Gotthelfs vor dem Literarhistoriker auch der Rektor das Wort erhält, so soll damit zum Ausdruck kommen, daß diese Feier nicht bloß eine einzelne Fakultät, sondern die Universitas Literarum etwas angeht.

Wie könnte es auch anders sein!

Der Dichters Werk beschäftigt ja neben den Literarhistorikern auch die Psychologen, Pädagogen, Philosophen, Sprachwissenschaftler, Volkskundler, Soziologen und Theologen, und manche Partien vermögen auch den Historiker der Jurisprudenz und Medizin zu interessieren. Freilich, wir buchstabieren immer noch an seiner Entwicklung zum Dichter herum, wir modelln ihn zu schönklingenden Vergleichen mit andern zurecht, und geheimnissen allerlei in sein Werk hinein, weil sein Tiefstes und Letztes unverfügbar bleibt und sich unserer Zudringlichkeit entzieht.

Eine akademische Feier zu seinen Ehren wäre vielleicht nach außen hin von Gotthelf nicht gebilligt worden. Hochschule und Professoren standen bei ihm nicht besonders hoch im Kurs. In der Erinnerung erschien ihm sein eigenes Studium als «wissenschaftlich nicht fruchtbar», bestimmt vor allem durch dumpfe Hörsäle, staubichte Professoren und langweilige Bücher, aus denen er weit weniger schöpfte als aus dem Leben. Das Protokoll der Literarischen Gesellschaft, einer Vereinigung der Berner Studenten, erwähnt 1818 kurz und bündig, Bitzius habe einen Aufsatz vorgelegt, «welcher die Universitäten aber kennt». Immerhin holte er sich an der Akademie mit einer literarischen Preisarbeit eine silberne Medaille und galt bei seinen Lehrern, wenn auch als von sich selbst eingenommen, so doch als offener Kopf, begabt mit hellem Blick und durchdringendem Verstand. In einer Disputation zeigte er Scharfsinn, «aber auch Mangel an Fertigkeit im lateinischen Ausdruck». Mathematik, Physik, Philosophie und deutsche Sprache fesselten ihn zeitweise mehr als das Fachstudium.

Gotthelfs Stellung zu Wissenschaft und Gelehrsamkeit ist vor allem bestimmt durch seine Verwerfung jedes das Leben vergewaltigenden Doktrinarismus. Vor echten Studien und lebendigem Wissen bezeugt er dagegen einen tiefen Respekt. Stolz meldet er z. B. im Jahre 1843, die schweizerischen Naturforscher begännen sich unter den Wissenschaftlern Europas Geltung zu verschaffen. Wissen ohne Erfahrung lehnt er ab; deshalb ist ihm auch Erziehung wichtiger als Unterricht, eine Geographie des Herzens dringlicher

als eine von Spitzbergen. Obschon selber voll geistiger Spontaneität, stellt er die Gesinnung doch weit über den Reichtum des Geistes. Er möchte vom Verkünstelten zum Ursprünglichen, aus verdorrter Bildungsschicht zum unmittelbaren schöpferischen Erlebnis zurückführen. Unwiderstehlich empfindet er die Nötigung auszudrücken, was er erlebt; aber er kann und will das Urerlebnis nicht als Lehre formulieren, denn wissenschaftlich-abstraktes Denken bleibt ihm fremd. Nutzlosen Wissenskram wirft er entschlossen und demonstrativ über Bord. «Man schreibt ganze Fuder voll über Pädagogik, sogar über Erziehung und vergißt gemeinlich vor lauter Weisheit die Hauptsache in der Erziehung, die einfache, unverfälschte Liebe.» Einem allzu geschwollenen Gelehrtdünkel hält er entgegen, er habe im Kanton Bern mehrere Männer in Zwilchhosen gefunden, «deren einer an tiefem Sinn und gesundem Denken mehr wog als zehn ordentliche oder außerordentliche Professoren samt ihren Brillen, ihrer Kompendiengelehrsamkeit, ihren verrückten Theorien und fabelhaften Arroganz».

Das ist das zweite, was Gotthelf am gelehrten Betrieb seiner Zeit verwirft: die Vergötzung der Wissenschaft, der Stolz und Hochmut der Gebildeten, der Kult, der mit Professoren, Künstlern und andern Halbgöttern getrieben werde. Was in seinem schöpferischen epischen Strom an literarischen Reminiszenzen an die Oberfläche tritt, ist für ihn höchst nebensächlich. Unehrerbietig rennt er allen falschen Gottheiten wider den Leib, «von Saturn bis Hegel, welche bekanntlich darin große Ähnlichkeit haben, daß sie ihre eigenen Kinder fressen». Rousseau heiße zwar ein Stern erster Größe, aber er sei doch nur ein Irrstern gewesen. Den Weimarkult macht schon der junge Bitzius lächerlich, und für manche literarische Tagesgröße hat Gotthelf nur Hohn und Verachtung übrig. Da ihm die Musik ein verschlossenes Land bleibt und gerade ihre Darbietung oft mit Menschenvergötterung verbunden ist, leitet er den Bericht über ein Berliner Konzert, das Begeisterungsstürme erregt hatte. mit den absichtlich ungebildet erscheinenden Worten ein: es gibt einen, «Liszt sagt man ihm und der kann etwas auf dem Klavier machen». Von Kant berichtet er nicht viel mehr als, er behauptete, die Weiber hätten keine Vernunft, sondern nur ein Analogon derselben, d. h. etwas vernunftähnliches. Er könnte dem entgegenstellen, die Männer hätten eigentlich kein Herz sondern nur einen Widerschein davon. Der Chemiker Schönbein, der u. a. das Ozon entdeckte und die Schießbaumwolle erfand, muß für die Behauptung herhalten, er habe herausgefunden, daß Frauentränen den Krokodilstränen vollkommen egal seien.

Mit grotesken Vergleichungen und köstlichen Worteinfällen treibt Gott helfs Phantasie solch übermütiges Spiel, um seine souveräne Verachtung aufgeblähter Bildung und Gelehrsamkeit zu demonstrieren, und sie trifft Gerechte und Ungerechte.

Doch sieht auch er sich ernsthaft in der wissenschaftlichen Arbeit seiner Zeit um, da, wo es sich für ihn um lebenswichtige Dinge handelt.

Am intensivsten in der *Geschichtsschreibung*, da ihm die Vergangenheit als Kraftspender sehr hoch steht. Wer die ihm geordnete Zukunft genießen wolle, müssen sich dazu an der Vergangenheit stärken. Als Student vertieft er sich in den Herodot; auf den Unterricht in Schweizergeschichte, den er an den Burgdorfer Lehrerwiederholungskursen erteilt, bereitet er sich so gründlich, als ihm möglich ist, vor. Für seine historischen Erzählungen bemüht er sich um das ausmalende Detail. Er informiert sich beispielsweise in Grimms «Deutscher Mythologie» über den Herthadienst, oder er ersucht um Auskunft, ob die Berner die Burgen durch Ersteigen oder mit Sturmböcken gebrochen hätten. Hagenbachs Reformationsgeschichte öffnet ihm das Auge für gewisse Formen und Motive des religiösen Volksglaubens. Von seinem Göttinger Lehrer Heeren übernimmt er Montesquieus Theorie vom Einfluß des Klimas und der Bodenbeschaffenheit auf Naturell und Charakter der Menschen. Er studiert das Volksgesicht, die Folklore, den Volksgeist, allerdings nie bloß um ihrer selbst willen, sondern zu erzieherischen Zwecken. Aber die ganze Bemühung der Romantik um den Volksgeist bleibt ihm mehr oder weniger fremd; darum ist auch seine Gegenüberstellung von Zeitgeist und Berner Geist allzu holzschnittartig vereinfacht. Bloß theoretische Kenntnis der Vergangenheit sagt ihm nichts, wie er auch Weltanschauungsfragen nie rein akademisch behandelt wissen will.

Gotthelfs historische Novellen sind künstlerische, nicht wissenschaftliche Konzeption; sie stehen der Sage näher als der Geschichte. Auch in ihnen weisen sich seine Gestalten durch ihre Handlungen als Charaktere aus. Er besitzt, was jeder Historiker haben sollte: intuitives Verständnis des Geistes und Lokalkolorits vergangener Zeiten, Menschenkenntnis und Gestaltungskraft. Herders Geschichtsauffassung, aber auch der Offenbarungsuniversalismus Zwinglis regen ihn an, in Natur und Geschichte die gleichen Gesetze zu erkennen. Gotthelf hat gleichsam eine diaphane Geschichtsauffassung: die Gegenwart erscheint in der Vergangenheit transparent, beide sind ja von ein und demselben göttlichen Willen beherrscht. Wer schlug den Napoleon? «Nicht der Alexander, nicht Blücher, nicht Wellington, sondern Gott, er blies in die Wolken, und die große Armee war weg.» Sogar den Gedanken an eine ausgleichende Gerechtigkeit, die sich in der Geschichte offenbart, hält Gotthelf fest. Es finden sich Stellen, die an Hegels «List der Vernunft» erinnern. Selbst der Teufel, der stets das Böse will, muß dem Guten dienen und so ungewollt zu einem Mittel der Theodizee werden. Ehrenposten z. B. seien ein von Gott geordneter Hebel, um der Trägheit und geistigen Schlaffheit aufzuhelfen und ihr einen höhern und edlern Schwung zu geben.

Auch in das Gebiet der *Medizin* hat sich der Pfarrer von Lützelflüh gewagt, und es ist nicht zu verkennen, daß ihn eine geheime Liebe zu ihr getrieben hat. Im Auftrage des bernischen Regierungsrats und unter fachlicher Beratung von Professor Eduard Fueter, dem Gründer der Berner Poliklinik, verfaßte er eine populäre Schrift gegen die Pfuscher, die sich aller-

dings durch seine dichterische Kraft zu einem weltanschaulich recht befrachteten zweibändigen Werk ausgewachsen hat. Er war nur mit großen Bedenken an die Aufgabe herangetreten. Was könne denn ein Buch gegen die Quacksalber erreichen, wenn selbst hohe Beamte zu ihnen liefern?!

Gotthelf hat sich tief in die Grundfragen der Heilkunst hineingelebt. Begreiflich, daß ihn in erster Linie die weltanschaulichen und berufsethischen Probleme interessierten. Während die Veterinäre in seiner Umwelt noch fast völlig auf der Stufe von Hexenmeistern stehen und wie die Kapuziner als Spezialisten des Exorzismus konsultiert werden, haben die vom Dichter geschilderten Ärzte die Verbindung mit der jenseitigen Welt gelöst. Sie wollen nichts sein als «Diener der Natur»; aber sie sind dann doch nicht reine Empiristen, sondern Dogmatiker, systemgebunden, und deshalb bei all ihrem selbstlosen Einsatz und hohen Können unglücklich in ihrer Arbeit. Gotthelf läßt den Doktor Rudi an den Schwierigkeiten seines Berufes zerbrechen, weil er die Schranken seiner Kunst nicht erkennt, trotz seiner idealen Lebenseinstellung weltanschaulicher Naturalist bleibt und deshalb den Belastungsproben des Lebens nicht gewachsen ist.

Kein System, weder ein geistliches, noch ein medizinisches, sei, absolut genommen, einen Kreuzer wert. Der Arzt müsse stets offen bleiben für alle möglichen Modifikationen einer Krankheit; jeder Fall habe eine ganz bestimmte individuelle Prägung. Deshalb bedürfe es scharfer Beobachtung, besonnenen Nachdenkens und raschen, aber umsichtigen Eingreifens in den Kampf zwischen Krankheitsstoff und Lebenskraft. Komme dazu die Treue, so werde der Arzt zu einer Wohltat für das ganze Land. Er dürfe das Geheimnis des Lebens nicht mißachten, und man sollte ihm am Krankenbett ansehen, daß er an eine göttliche Macht glaube. Diese führe ihn Tag für Tag mit dem Tode zusammen, um ihn vor Gleichgültigkeit und Geringsschätzung des Lebens zu bewahren. Der Pfuscher erscheine dem Volk als Werkzeug Gottes, weil er geheimnisvolle Schauer erwecke und sich mit dem Schein des Überirdischen umgebe. Er erkenne den verborgenen Zusammenhang zwischen leiblicher und seelischer Krankheit und habe deshalb gelegentlich in die Augen stechende Erfolge. Seine Tätigkeit sei jedoch unverantwortliches Spiel mit dem Leben. Statt bloß auf die Naturgesetze solle der Arzt auch auf Gottes Beistand bauen. Gotthelf lehnt den Pantheismus des Paracelsus ab, weil er schließlich dazu geführt habe, die Naturkräfte über Gottes Wirken zu stellen und dieses auszuschalten. Darum redet er auch einer Zusammenarbeit von Arzt und Seelsorger das Wort.

Es hängt mit Gotthelfs weltanschaulichem Kampf gegen den Radikalismus zusammen, daß der Dichter die *Jurisprudenz* seiner Zeit nicht richtig zu würdigen vermochte. Fast immer führt maßloser Zorn die Feder, wenn er gegen die Juristen schreibt, so daß gewisse Partien seiner Werke nichts als polemische Publizistik sind, welche die poetische Gesamtwirkung beeinträchtigt. Mit stets neuer Wucht greift er vor allem Wilhelm Snell an, der in Bern

die junge Schule radikaler Juristen heranbildete und ein ausgesprochener Formalist war. Seine Attaken sind mehr als einmal ungerecht. Es tut seiner Größe weniger Abbruch, wenn man auch seine Schranken erkennt, als wenn man alle seine Äußerungen in unantastbare Höhen erhebt. Gotthelf ist auch noch in seinen Fehlern groß! Die Regierung von 1846 hat, wenn sie aus Mangel an politischer und juristischer Erfahrung auch nicht allen Schwierigkeiten gewachsen war, doch gerade in gesetzgeberischer Hinsicht einiges Hervorragendes geleistet. Auch im Kampf Gotthelfs gegen die Juristen zeigt sich die Opposition des Laien und lebensnahen Praktikers gegen die wissenschaftliche Verkomplizierung und die ihm unverständlichen Begriffskonstruktionen, die aber zum Teil durch die neuen Verhältnisse bedingt waren. Ein lauterer Charakter, Menschenkenntnis und Weisheit sind ihm wichtiger als formale Rechtshandhabung. Allen Regierungsstatthaltern sollte man neben den Gesetzen und Dekreten Pestalozzis «Lienhard und Gertrud» in die Hand geben!

Mit der wissenschaftlichen Systematik des modernen Staatsrechts kann Gotthelf nichts anfangen. Der moderne Staat wird ihm zur unpersönlichen, seelenlosen Maschinerie: bürokratische und formelhafte Anwendung der Gesetze ist ihm ein Greuel. Im Rechtsstaat kann er nur die «legale Sanktion der Selbstsucht» sehen, ein Konglomerat von Rechtsgelehrten und Rechts-händeln. Ihm stellt er den patriarchalisch-christlichen Staat gegenüber, wobei er jedoch nur zu leicht vergißt, daß auch dieser in seiner historischen Realität durchaus nicht immer seinem Ideal entsprochen hat. Gotthelf ist überall da im Recht und ein Mahner auch für unsere Zeit, wo er seine Stimme gegen das Niederreißen der ethischen und religiösen Normen erhebt. Schon er sieht, wie später noch deutlicher Jacob Burckhardt, die Entwicklung vom Rechtsstaat zum totalitären Machtstaat mit seinen egoistischen Auswucherungen weiterschreiten. Um das zu verhindern, stellt er dem Staat ethisch-religiöse Aufgaben, die allerdings gelegentlich über das politisch Mögliche hinausgehen, aber doch jederzeit das Ferment des öffentlichen Lebens bleiben sollten. Den Richter umgibt er mit religiöser Weihe. Er habe sein Amt an Gottes Stelle zu versehen und könne deshalb nicht gewissenhaft genug sein.

Seine hohen idealen Forderungen fand Gotthelf im juristischen Leben seiner Umgebung nicht verwirklicht. Daher die scharfe Polemik! Angezogen von den *statischeren* Rechtsformen der vergehenden Zeit, wendet er sich gegen die aufkommende maßlose Gesetzesfabrikation, zu der man freilich seine ebenso maßlose literarische Produktion in Parallelle setzen könnte. Den Gesetzen wirft er oft Mängel vor, welche die einsichtigeren unter den Gesetzgebern selber auch deutlich erkannten. Die Juristen meinten, mit den Gesetzen sei es gemacht, während es doch in erster Linie auf den Geist ankomme, in welchem diese gehandhabt würden. Die neuen Regenten «setzen ihre eigenen Gesetze über die göttlichen, treiben Abgötterei mit Juristen und Juristerei». Weil ihm das Naturrecht die Religion zu verdrängen scheint, verwirft er es

radikal. Er klagt die Richter und Advokaten an, sie bagatellisierten jeden Frevel und machten aus den Verbrechern bloß Unglückliche, die für ihre Untaten gar nicht verantwortlich seien. Da er im Strafwesen noch an der Vergeltungs- und Abschreckungstheorie festhält und die Humanisierung der Gefangenfürsorge verwirft, erreicht er hier selber das von ihm sonst hochgehaltene Prinzip der Liebe nicht.

Dieses ist ihm die höchste Norm auch für die *Theologie*. Gotthelf lehnt jeden abstrakten, die Realitäten des Lebens ignorierenden Dogmatismus und Formalismus ab. Es ist ihm z. B. ein Greuel, die Hegelsche Terminologie in die Theologie seiner Zeit eingeführt zu sehen. Von einer seiner Predigten stellt er fest, sie würde in keiner Homiletik der Verdammung entgehen. Die exegetische Silbenstecherei des Vikars im Annebäbiroman verhöhnt er ausgiebig und nicht ohne Grund. Über die Exegese des Lebens habe ihm kein Professor etwas gesagt! Scharf wendet er sich auch gegen die Verknöcherung des religiösen Lebens, die Vergötterung der leeren Form und die Dogmenherrschaft. Gerne möchte er dem Christentum den dogmatischen Mantel abstreifen; so lange man dies nicht tun dürfe, komme der Sternenmantel der Herrlichkeit nicht vor des Volkes Angesicht. Gegen theologische Zudringlichkeit mahnt er, der Mensch dürfe nicht ergründen wollen, was Gott verborgen habe. Die Frommen zankten sich zuweilen heftig und auf höchst unnütze Weise über die Wiederbringung aller Dinge. Man solle solche jenseitige Fragen lassen und um so schärfer das Diesseitige predigen, namentlich die Auferstehung der vergangenen Tage und die Wiederbringung alles ausgestreuten Samens. «Christus mit seinen Symbolen will nicht hoch oben schweben, er will inwendig in jedem sein, jedes Herz soll seine Krippe sein.»

Gerade weil Gotthelf tief in der Bibel verwurzelt ist, redet er auf, wenn jemand auf irgendeine Weise über sie verfügen will. Fest im Transzendenten verankert und im Sichtbaren das geheimnisvolle Unsichtbare ahnend, stößt er durch die Welt der Erscheinungen zum Kern der Dinge vor und vermag überall Gottes Geist zu erkennen. Nicht vergeblich hat er sich vom jungen Schleiermacher und vom Philosophen Fries anregen lassen. Das tiefe Erleben des Mysteriums verwehrt ihm sogar die Zustimmung zu einzelnen biblischen Vorstellungen und Wunderberichten. Er fühle sich als Rationalist, wenn er über Bileams Esel, den Propheten Jona, die fleischliche Zeugung Jesu, die Abfahrt zur Hölle und die sinnliche Vorstellung von seiner Himmelfahrt reden solle. Aber er will dann doch nicht als Rationalist gelten, weil er im Leben viel mehr als ein solcher auf das Unsichtbare und Göttliche beziehe.

Darauf kommt es ihm an: Gottes fließenden Offenbarungen überall nachzuspüren. Jedes Menschenwort könne zu Gotteswort werden, wenn der Herr es wolle. Das göttliche Wort des Gerichts und der Verheibung treu und wahrhaftig zu verkünden, in echter Liebe und ohne Menschenfurcht, aber auch ohne falsches Selbsbewußtsein: das ist für ihn wichtiger als alle gelehrt Theologie. Und hier vermag er gegen alle Untergang angst und innere Zer-

rissenheit vertrauensvoll und getrost zu machen. Wenn seine Welt auch im Abendrot steht, so will er doch nicht tatenloser Resignation verfallen. Wie bei Hieronymus Bosch und beim Bauernbreughel im Hintergrund ihrer Schreckgestalten der Kalvarienberg steht, so hinter Gotthelfs realistischer Schilderung der Sünde und Not Christus, der Erlöser.

Wir wollen es aber nicht vergessen: seine Verkündigung ist eindrücklich, weil sie neben seiner prophetischen, von seiner künstlerischen Kraft getragen ist. Saint-René Taillandier, Levin Schücking und viele andere haben Gotthelfs Werk vor allem als politischen und sozialen Angriff auf den Zeitgeist gewürdigt und geschätzt, und auch heute gibt es nicht wenige, die ihn im Grunde genommen mehr oder weniger nur deshalb zitieren, weil er für ihr Ressentiment gegen irgend etwas in unserem öffentlichen Leben eingängige Belegstellen liefert. Es ist aber ganz klar: der Gehalt des Gotthelfschen Werks empfängt seine Bedeutung erst durch seine dichterische Gestalt. Daß er seinen Gedanken Leuchtkraft geben konnte, das ist bedeutsam, und daß er in seinen Gestalten das immer sich gleichbleibende Menschentum anschaulich und unverwechselbar darzustellen und von höchsten Normen her zu werten vermochte, das macht seine Gegenwärtigkeit aus.